

brücken zu müssen. Dass es dabei eher um Historiker als um Sozialwissenschaftler oder Pädagogen geht, zeugt von der in den letzten Jahrzehnten deutlich gestiegenen öffentlichen Bedeutung des Faches. Aber grundlegend scheint der Wille, individuelle Antworten auf die politischen, moralischen und intellektuellen Herausforderungen des Jahrhunderts der Extreme zu bekommen. Ein Interesse an „Entscheidung“ und persönlicher Verantwortung ist unübersehbar. Pierre Nora und andere haben dies als Beleg für die „Rückkehr des Subjekts“ in die Geschichtsschreibung gewertet. Im Kontrast dazu ist es erhellend, den nüchterneren Umgang von Brewer, Jones, sogar Liakos und Taylor mit dem Abschied von einem stabilen linken Weltbild, das Verständnis und Veränderung der Welt gleichermaßen versprach, zu verfolgen. Auf jeden Fall – und das lernt man insbesondere aus dem Vergleich mehrerer „Ego-histoires“ – scheint die Nachricht vom „Tod des Autors“ stark übertrieben.

Christoph Conrad, Genf

Mererid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw Hg., **Autobiography by Women in German**. Oxford [u.a.]: Peter Lang 2000, 310 S., EUR 53,50, ISBN 3-906766-30-6.

Die wissenschaftliche Diskussion über Autobiographik erhält seit einiger Zeit wichtige Impulse durch Untersuchungen zu Autobiographien von Frauen. Auch die zehnte Jahreskonferenz der „Women in German Studies“ (WIGS), die 1998 in Manchester stattfand, hatte „Autobiography by Women in German“ zum Thema. Aus den zahlreichen Vorträgen haben die Herausgeberinnen 16 Beiträge von Literaturwissenschaftlerinnen für den vorliegenden Sammelband ausgewählt. Deren VerfasserInnen kommen aus Großbritannien, Deutschland, Irland, Österreich und der Schweiz, und sie schreiben in englischer (10) oder deutscher (6) Sprache. Insgesamt gibt der Band einen guten Einblick in die Vielfalt der in der germanistischen Literaturwissenschaft vertretenen Forschungsansätze und Themenbereiche. Dem ersten Beitrag über aktuelle Forschungspositionen folgen die anderen in chronologischer Reihe nach dem jeweils behandelten Zeitraum angeordnet. Die Spanne reicht vom 14. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Der Schwerpunkt liegt auf Autobiographinnen aus dem 20. Jahrhundert.

Dass es hier um mehr als das Abarbeiten offener Fragen geht, signalisiert Mererid Puw Davies in ihrer Einführung in den Band, wenn sie die Beschäftigung mit Autobiographien als „fraught project“ sieht und das auf Hemmnisse wie die Setzung eines autonomen, sich linear entwickelnden Subjekts und die durch poststrukturalistisches Denken aufgeworfenen Zweifel gegenüber Authentizitätsannahmen zurückführt. Vor allem macht sie die traditionelle Fixierung des autobiographischen Kanons auf männliche bürgerliche Subjekte dafür verantwortlich, dass weibliche Subjekte und ihre Erfahrungen nicht wahrgenommen wurden. Eine Neubewertung von Leben und Leistung von Frauen steht deshalb aus. Auf weiterführende Forschungstendenzen geht Michaela Holdenried ein. Ihre Vorschläge für eine genderorientierte Autobiographieforschung knüpfen an die Position von Ina Schabert an: Die traditionelle Epochenfixierung auf die Zeit um 1800 ist zu über-

winden, und die Grenzen des Genres Autobiographie sind sowohl durch Umdeutungen als auch durch die Berücksichtigung bislang unbeachteter Texte durchlässig zu machen. Ihre Anregung, Vergleiche mit autobiographischen Texten in außereuropäischen Kulturen anzustellen, eröffnet interessante Perspektiven, wird aber nicht ausreichend erläutert und auch in keinem Beitrag des Bandes vertieft.

Das Ziel, verstärkt Autobiographien außerhalb der so genannten Blütezeit um 1800 zu untersuchen, erreichen die Beiträge vollkommen: Kein einziger behandelt einen Text aus diesem Zeitraum und einfache Vor- oder Nachgeschichten fehlen. So zeigt Charlotte Woodford, wie die Berichte der Nonnen Clara Staiger (1588–1656) und Maria Anna Junius (vor 1606–?) zwar in der Tradition der Klosterchroniken stehen, sich aber von diesen insofern unterscheiden, als beide Frauen über ihre persönlichen Erfahrungen und Gefühle schreiben. Deren Texte bezeichnet sie deshalb als eine frühe Form autobiographischen Schreibens. Wie andere autobiographische Berichte auch bestanden sie neben der Tradition der Bekenntnisschriften oder der spirituellen Lebensläufe, ein Thema, das Ben Morgan behandelt.

Mehrere Beiträge machen deutlich, inwiefern die Analyse anderer Textsorten innerhalb der Selbstzeugnisse die Komplexität autobiographischer Schriften erhellt. So weist Helga Meise nach, wie die hessischen Landgräfinnen Sophia Eleonora (1609–1671) und ihre Schwiegertochter Elisabeth Dorothea (1640–1709) ihre kontinuierlich geführten Schreibkalender nutzten, die eigene, fürstliche Lebensweise zu dokumentieren und für die Nachgeborenen festzuhalten. Beide vermerkten repräsentative Handlungen und alltägliche Verrichtungen ebenso wie Gedenktage und die Beziehungen zu anderen Adligen. Selbstreflexionen finden sich erst bei der verwitweten Elisabeth Dorothea. Dient in diesen Fällen die Außensicht auf die eigene Person der Herstellung eines Selbstbildes, so bieten im 19. Jahrhundert die Tagebücher junger Frauen aus dem Bürgertum eine Innensicht. Angelika Linke führt eindrucksvoll vor, wie mit Hilfe linguistischer Analysen die Inszenierungen von spezifischen Gefühlslagen als Strategien der Selbstversicherung entschlüsselt werden können. Anhand der unveröffentlichten privaten Tagebücher von acht jungen Frauen aus dem Bürgertum zeigt sie, dass Textpassagen, die Gefühle thematisieren, oft mit besonderem stilistischem Aufwand verfasst wurden: Pathetische Floskeln wie „einem Manne alles sein“, die auf ihre künftige Rolle als Ehefrau anspielen, fanden die jungen Schreiberinnen in Romanen und Familienzeitschriften. Die Zuwendung zur eigenen Person im Tagebuch bedeutet demnach nicht immer einen Akt der Individualisierung, sondern kann auch als Einübung in eine soziale Rolle betrachtet werden. Andere Funktionen des Tagebuchschreibens lagen darin, GesprächspartnerInnen zu ersetzen oder sich am Schreibprozess selbst zu erfreuen. Linkes weiterführende Ergebnisse motivieren, ihren Ansatz auch auf nicht-literarische Autobiographien anzuwenden. Welche Möglichkeiten sich eröffnen, wenn nicht wie üblich biographische Ereignisse als textstrukturierende Elemente untersucht werden, sondern Textpassagen über das Erleben außergewöhnlicher Augenblicke, insbesondere „moments of intense sensory perception“ (296), die Suche nach dem erzählten Selbst leiten, lässt sich anhand Georgina Pauls Analyse nachvollziehen.

Ausgehend von Autobiographien aus dem 17. Jahrhundert stellt Eva Kornmann grundsätzliche Überlegungen zur Theorie der Autobiographie an. Sie will die historische Be-

dingtheit selbstreferenzieller Texte offen legen. Um die Varianz möglicher Subjektivitätsformen zu erweitern, verwendet sie den Begriff ‚Heterologie‘: „Ein Ich sagt sich, spricht sich, schreibt sich über das Andere, über Gott und Welt.“ (89). Am Beispiel der Lebensbeschreibung von Anna Höfel führt Kormann vor, wie die Autorin sich als Person in Zugehörigkeit zu ihrem patriarchalischen Familienverband darstellt, ohne auf Selbstbehauptung und auf Ansprüche an die Welt zu verzichten. Die differenzierte Wahrnehmung von Subjektivität regt an, diesen Ansatz auch für die Analyse autobiographischer Schriften aus späteren Epochen nutzbar zu machen.

Christina Ujma demonstriert am Beispiel von Fanny Lewald, dass deren Reiseberichte nicht nur die Autobiographie ergänzen, sondern auch als Ort dienen, um über tabuisierte Themen wie ihre Liaison mit dem verheirateten Adolf Stahr zu schreiben (*Römisches Tagebuch*, 1865 abgeschlossen, 1927 posthum herausgegeben). Dahinter wird die existentielle Bedeutung des Reisens für Fanny Lewald sichtbar: Es eröffnete ihr neue Perspektiven, und es stellte eine Möglichkeit dar, autobiographisch zu schreiben. Maja Razbojnikova-Frateva lockert die Gattungsgrenzen auf andere Art, wenn sie sich mit den Intentionen von Autorinnen auseinandersetzt, die in der Nachfolge der Frauenbewegung literarische Biographien über Frauen verfasst haben. Am Beispiel von Sigrid Damms Buch über Cornelia Goethe, Sybille Knauss' Biographie über Elise Lensing und Carola Sterns Buch über Rahel Varnhagen arbeitet sie unterschiedliche Umgangsweisen mit biographisierten Personen heraus. Damms distanzierte Position als „wiederholende Interpretin“ (236) bewertet sie als produktiv und der Gegenwart angemessen.

Einige Einzelanalysen befassen sich mit Schriftstellerinnen aus dem 20. Jahrhundert. Andrea Capovilla geht von Kanonfragen aus, wenn sie die Autobiographien von Vicki Baum und Gina Kaus vergleicht und gegen den Strich liest. Beide Schriftstellerinnen setzten unterschiedliche Strategien ein, um gegen marginalisierende Klischees anzuschreiben, denen sie vor allem aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit ausgesetzt waren: Weder sah sich Kaus in einer Reihe mit den zahlreichen ‚Musen bedeutender Männer‘, noch wollte sich Baum mit dem Etikett einer Autorin von Trivalliteratur abfinden. Christiane Schönfeld konzentriert sich darauf, wie Emmy Hennings ihre Erfahrungen als Gelegenheitsprostituierte in einem Prosatext gestaltete. Dieses ‚Tagebuch‘ zwischen Faktischem und Fiktivem wurde sowohl als Roman wie als autobiographisches Bekenntnis gelesen, seine Funktion als religiös motiviertes Bekenntnis trat dadurch in den Hintergrund. Gisela Shaw bezieht sich auf Ruth Rehmanns gesamtes schriftstellerisches Werk, wenn sie deren Entwicklung von einer distanzierten, kritischen Beobachterin der deutschen Gesellschaft in der Nachkriegszeit zu einer sich selbst reflektierenden Person nachzeichnet.

Weitere Beiträge untersuchen, wie historische Ereignisse in autobiographischen Schriften thematisiert oder tabuisiert werden. Helmut Peitsch hat die Berichte von Berta Geissmar, Adele Gerhard, Annedore Leber, Ruth Hoffmann, Isa Vermehren und Erika Buchmann ausgewählt, um unterschiedliche Perspektiven auf die Zeit des Nationalsozialismus zu erfassen. Ihn interessiert, mit Hilfe welcher Strategien, zum Beispiel des Bewertens, des Ausblendens und Distanzierens, der Beschwichtigung oder Dämonisierung, diese Frauen sich nach Kriegsende ein Selbstbild erschrieben. Der Beitrag von Carmel Finnan, die die Autobiographien von Cordelia Edvardson und Ruth Klüger analysiert, schließt daran an. Birgit Dahlke kann trotz einer schwierigen Quellenlage aufdecken, wie Frauen

Vergewaltigung bei Kriegsende 1945 unterschiedlich erinnerten und zwar je nachdem, ob sie später in der DDR oder der BRD lebten und zu welcher Besatzungsmacht die Vergewaltigten gehörten. Dahlkes Ausführungen zu Zensur und zur Publikationsgeschichte machen auf wichtige Kontextfaktoren autobiographischen Schreibens aufmerksam. Mit den Jahren nach 1989 befasst sich Karen Leeder, die danach fragt, wie Frauen die Erfahrung der Wende autobiographisch verorten. Sie macht eine umfangreiche autobiographische Dokumentations-Literatur aus, findet aber nur wenige literarische Autobiographien, und diese stammen von Männern. Daraus leitet sie ab, dass in dieser spezifischen Identitätskrise gemischte Genres geeigneter sind, vor allem wenn sie Fiktionalisierungen einbeziehen. Eine bessere Kenntnis der Dokumentations-Literatur früherer Epochen führt möglicherweise zu ähnlichen Beobachtungen.

Wie die Beiträge zeigen, ist unter LiteraturwissenschaftlerInnen eine lebhafte Debatte über die Vielfalt autobiographischen Schreibens im Gange. Dabei bewährt es sich, Autobiographie als Analysebegriff weit zu fassen. Das heißt Bekanntes neu zu lesen, bislang ausgegrenzte Texte auf autobiographische Inhalte und Formelemente hin zu prüfen und die nicht-professionell Schreibenden stärker einzubeziehen. Gleichzeitig ist die Theorie-diskussion weiter zu führen. Anregungen dazu bietet der Band in vielerlei Hinsicht.

Gudrun Wedel, Berlin

Gudrun Wedel, *Lehren zwischen Arbeit und Beruf. Einblicke in das Leben von Autobiographinnen aus dem 19. Jahrhundert* (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft; 4). Wien: Böhlau 2000, 333 S., EUR 47,80, ISBN 3-205-99041-2.

In ihrer theoretischen und methodischen Einleitung setzt sich Gudrun Wedel kritisch und ausführlich mit dem Wert der Autobiographie als historischer Quelle auseinander. Sie beruft sich für ihre Untersuchung vor allem auf Bettina Dausiens handlungstheoretisch fundierten Ansatz. Danach platziert sich die Autorin in der Autobiographie als agierendes Subjekt. Obwohl konstruiert, ist die Autobiographie nie frei erfunden, sondern „bezieht sich auf gelebtes und erlebtes Leben“ (20). Die Niederschrift ist Teil eines Kommunikationsprozesses und wirkt für die Autorin in hohem Maße handlungsorientierend. Die einleitenden Vorgaben ergänzt Wedel in jedem Kapitel laufend mit äußerst präzisen Angaben zur Bedeutung und Funktion der verwendeten Begriffe und zum methodischen Umgang mit dem Material, was zum hohen Erkenntniswert der Untersuchung beiträgt.

Wedel analysiert die Autobiographien von 32 Frauen aus dem geographischen Raum, der zwischen 1871 und 1914 das deutsche Reich ausmachte. Deren gemeinsamer Nenner ist die kurz- bis langfristige Tätigkeit als Lehrende. Es handelt sich also nicht um eine Kollektivbiographie im Sinne der Herausarbeitung gemeinsamer biographischer Merkmale von Angehörigen einer zusammengehörenden Gruppe, sondern um die Erschließung gemeinsamer Merkmale einzelner Personen. Wedel fokussiert dabei vor allem die Entscheidungsmomente, die zur Aufnahme oder Aufgabe der Lehrtätigkeit führten, und